

Hölderlin-Handbuch

Leben - Werk - Wirkung

Bearbeitet von
Johann Kreuzer

1. Auflage 2002. Buch. xv, 558 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 01704 8
Format (B x L): 17 x 24,4 cm
Gewicht: 1080 g

[Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Einzelne Autoren: Monographien & Biographien](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Editionen

Drucke zu Lebzeiten

H. hat in der Zeit seiner Tätigkeit vor den Jahren im Turm neben seinem zweibändigen Roman und der Sophoklesübersetzung (†Übersetzungen) verstreut etwa siebzig Gedichte veröffentlicht (vollständiger Überblick in Kohler 1961). Noch im Stift konnte er in Gotthold Friedrich Stäudlins auf eigene Kosten herausgebrachten *Musenalmnach für 1792* die *Hymne an die Muse*, *Hymne an die Freiheit*, *Hymne an die Göttin der Harmonie*, *Meine Genesung. An Lyda* veröffentlichen. Stäudlins *Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793* druckte weitere sieben Gedichte H.s. Stäudlin vermittelte auch einen ersten Kontakt zu Schiller (†Rousseau, Schiller, Herder, Heinse), in dessen *Thalia* 1794 neben der Hymne *Griechenland* (†Frühe Hymnen) das *Fragment von †Hyperion* erschien und H. eine erste Verbreitung über württembergische Lokalalmanache hinaus verschaffte. Zu der von Schiller angebotenen ständigen Mitarbeit an den *Horen* kam es nicht, jedoch druckte Schiller 1797 dort noch *Der Wanderer* (10. Bd., 6. St., Aug. 1797) und *Die Eichbäume* (12. Bd. 10. St., Feb. 1798) und im *Musen-Almanach*, den er bei Cotta herausgab, *Der Gott der Jugend* (1796), *An den Äther* (1798), *Sokrates und Alkibiades* und *An unsre Dichter* (1799), zwei davon als »Lückenbüßer« zum Auffüllen des Umbruchs.

Nicht zuletzt Schillers Empfehlung brachte H. zu Cotta als Verleger des *Hyperion*. Cotta zahlte ein sehr mäßiges Honorar von 100 Gulden; H. wollte nicht »jüdeln«. Der erste Band vom April 1797 war vom Tübinger Drucker Hopfer in Antiqua-Lettern gesetzt, die Schiller gerne für »bedeutende Sachen« verwendete. Die Papierqualität war mäßig, das einzige Exemplar auf gutem Vellin dediziert H. Susette Gontard. Im September 1799 kam der zweite Band heraus. Die von Cotta festgesetzte Auflage von nur 350 Exemplaren läßt darauf schließen, daß sich der Absatz des ersten Bandes in einem ähnlich bescheidenen Rahmen bewegte.

H.s Freund Neuffer (†Kloster – Stift – Beruf) brachte bei Steinkopf in Stuttgart das *Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799* heraus, das insgesamt 14 Gedichte H.s ent-

hielt, sieben davon unter dem Pseudonym »Hillmar«; im folgenden Jahr waren es nochmals neun, darunter *Emilie an ihrem Brauttag* und ein »Hillmar«. Während seiner ersten Homburger Zeit erschienen außerdem noch eine Reihe von Gedichten in ziemlich abgelegenen Jahrbüchern. Nach dem Scheitern von H.s Journalprojekt bemühten sich in Stuttgart seine Freunde nicht nur um Einzeldrucke – Haug etwa brachte im Taschenbuch für 1801 *Für Herz und Geist die Rückkehr in die Heimat* –, sondern es gab ernsthafte Pläne für eine Ausgabe gesammelter Gedichte von H. Der rege Publizist Ludwig Ferdinand Huber verhandelte mit Cotta und war mit ihm bereits über Honorar und Auflage einig; 1802 sollte die Ausgabe herauskommen. Als »Proben« veröffentlichte Huber in seiner Zeitschrift *Flora. Teutschlands Töchtern gewidmet* im Herbst 1801 *Der Wanderer*; in folgenden Jahr *Heimkunft*, *Die Wanderung*, *Dichterberuf* und *Stimme des Volkes* (†Oden, †Elegien, †Gesänge). Die Ausgabe der gesammelten Gedichte kam nicht zustande. Huber brachte 1804 im Nachfolgeorgan der *Flora* mit dem Titel *Vierteljährliche Unterhaltungen* noch den *Archipelagus*.

Aus Bordeaux zurück, schloß H. seine Übersetzung der sophokleischen Tragödien ab; über seinen Homburger Freund Sinclair (†Freundschaften) kam er zum Verleger Friedrich Wilmans in Frankfurt. H. brauchte für nochmalige Überarbeitungen, Übersendung des Manuskripts und Fahnenkorrektur so viel Zeit, daß Wilmans schließlich die *Trauerspiele des Sophokles* zum geplanten Termin im April 1804 herausbrachte, während H. über den Fahnen saß und über Satz und Typen reflektierte. Die Ausgabe enthielt dementsprechend viele Druckfehler. Wilmans veröffentlichte außerdem unter dem Titel †»Nachtgesänge« neun späte Gedichte im *Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet*, die H. ihm im Zuge der Arbeit an den Sophoklesübersetzungen geschickt hatte. Aus H.s Plan hingegen, bei Wilmans »[e]inzelne lyrische größere Gedichte« (StA 6, 435) als eine Art von Flugblättern herauszubringen, wurde nichts, auch wenn die Reinschrift der *Friedensfeier* (†Gesänge) wohl zu diesem Zweck erstellt worden ist.

Dies waren wohl die letzten Gedichte, deren Druck H. begleitet hat. Neuffer druckte in seinem *Württembergischen Taschenbuch auf das Jahr 1806 für Freunde und Freundinnen des Vaterlandes* die zweite Fassung von *Die Heimat* wohl schon ohne H.s Beteiligung. Kurz nach seinem Einzug in den Tübinger Turm (†Die Jahre 1806–1843) veröffentlichte Leo von Seckendorf, ein Bekannter aus der Tübinger Zeit, in seinem *Musen Almanach auf das Jahr 1807* unter dem Titel »Die Herbstfeier« *Stutgard, Die Wanderung* (ohne die letzte Strophe) und die erste Strophe von *Brod und Wein* unter dem Titel »Die Nacht«, im Jahr darauf *Patmos* (1. Fass.), *Der Rhein* und *Andenken* (†Elegien; †Gesänge). Seckendorf griff stark in den Text ein und glättete; es hat ihm aber wohl eine Reinschrift H.s vorgelegen, die von den überlieferten Manuskripten abweicht und heute verschollen ist.

1820 kamen Bestrebungen zu einer ersten Ausgabe gesammelter Gedichte H.s in Gang, so bei Kerner; ein anderer Impuls ging vom Winckelmann-Herausgeber Johannes Schulze und dem überaus rührigen preußischen Leutnant Heinrich von Diest in Berlin aus, die das Unternehmen mit Kerner zusammen vorantrieben. Handschriften und Dokumente wurden gesammelt, Verlagskontakte hergestellt. Diests Initiative war es auch zu verdanken, daß 1822, katalysiert vom Aufbrechen des griechischen Befreiungskampfs im Jahr zuvor und dem deutschen Philhellenismus, bei Cotta eine zweite Auflage des *Hyperion* von 1000 Exemplaren herauskam. Neuffer veröffentlichte im Zuge dieser ersten H.-Renaissance in seinem *Taschenbuch von der Donau* 1824 und 1825 einige z. T. noch unveröffentlichte Jugendgedichte. Das Unternehmen der gesammelten Dichtungen kam in die Hände von Ludwig Uhland und Gustav Schwab; zwar waren schon 1822 alle Manuskripte bei den Herausgebern, doch ging das Unternehmen nur langsam voran; erst 1826 erschienen die *Gedichte von Friedrich H.* Ziel war eine Etablierung H.s als Dichter; die sich strategisch an den mutmaßlichen Vorurteilen ausrichtete. Die Auswahl war restriktiv nach der Intention, »daß H.s Poesie, beim ersten Erscheinen seiner gesammelten Gedichte, in ihrer vollen und gesunden Kraft sich darstelle« (Uhland, StA 7.2, 567f.) – was konkret bedeutete: die frühen Tübinger Hymnen wurden ausgeschieden, weil sie als zu schillerisch und also unselbständig, die

späte hymnische Dichtung, weil sie als unklar und der Verwirrtheit zumindest nicht fern genug angesehen wurden. Immerhin wurde aber einige Passagen aus der zweiten und dritten Fassung des †*Empedokles* aufgenommen. Die Ausgabe wurde von Verlag ohne Endkorrektur auf den Markt geworfen und war ziemlich fehlerbelastet. Auflage und Werbung waren gering. Arnim etwa beklagte in einer Rezension die restriktive Auswahl. Eine zweite Auflage kam 1843 heraus, ergänzt um eine Biographie von Gustav Schwab, den Karl Gock mit Informationen und Dokumenten versorgt hatte.

19. Jahrhundert

Nach H.s Tod 1843 kam eine erweiterte Ausgabe ins Gespräch. Schon 1844 von Cotta angekündigt, erschienen 1846 *Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke*. Besorgt hatte sie Christoph Theodor Schwab, der Sohn Gustav Schwabs. Die editorischen Grundsätze waren weiterhin apologetisch ausgerichtet und von einem stark normativen Literaturkonzept geprägt. Um H. als »Klassiker« installieren zu können, trennte C. T. Schwab die beiden Bände in Dichtung und biographische Texte. Bei den Dichtungen konnte von Vollständigkeit weiterhin keine Rede sein: Übersetzungen und theoretische Fragmente fehlten ganz, die Auswahl der Gedichte setzte mit *Das Schicksal* (1794) ein und endeten mit *Der Rhein*. Den *Empedokles* gab Schwab in einer synkretistischen Version aus allen drei Fassungen. Die Jugendgedichte (zu denen auch *Patmos* gezählt wurde), eine Auswahl von »Gedichten aus der Zeit des Irrsinns« (die auch einige Gedichte aus der Zeit vor 1806 enthielt) sowie das *Thaliafragment* des *Hyperion* und der *Grund zum Empedokles* erschienen zusammen mit einigen Briefen im biographischen zweiten Band. Die hierin enthaltene Biographie brachte dann auch noch einige Stellen aus den †Sophokles-Anmerkungen (311f.), den Frankfurter *Plan zum Empedokles* nebst des Szenenentwurfes im Anschluß an den *Grund*-Aufsatz (500ff.), Gedichtvorstufen (298) und Gedichte aus Jugend (267) und Spätzeit (315f.). Ein philologischer oder kommentierender Apparat fehlte.

Größere Verbreitung fand H. weniger in dieser Ausgabe, auch nicht durch *Hölderlins ausgewählte Werke*, die Schwab jr. 1874 herausgab,

sondern eher in populär-pädagogischen Anthologien wie der *Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen* von Karl Eduard Philipp Wackernagel (ab 1852 sieben Auflagen) oder dessen *Deutschem Lesebuch*; hier kam zum ersten Mal ein nationalistischer Ton in die Edition H.s. Wichtige Multiplikatoren waren auch *Meyer's Groschenbibliothek der Deutschen Classiker* oder Reclams *Universalbibliothek*, wo bis zur Jahrhundertwende einigen zehntausend Bände H. erschienen. Daneben entwickelte sich auch ein Interesse an Dokumentation und Biographie. Gustav Schlesier projektierte eine nie zum Abschluß gekommene H.-Monographie, die aber durch Abschriften v.a. aus dem Briefwerk eine ganze Reihe von Texten erhielt, deren Handschrift später verloren ging. In der *Sammlung historisch-berühmter Autographen, oder Facsimile's von Handschriften ausgezeichneter Personen alter und neuer Zeit* erschien 1845 unter der Nr. 100 erstmals ein Faksimile von H., das wenige Tage vor seinem Tod notierte Gedicht *Freundschaft*.

Gegen Ende des 19. Jh.s kam wieder Bewegung in die H.-Editorik. Die 1884 in Tübingen erschienene Ausgabe von *Dichtungen* von Karl Köstlin (1819–1894) versuchte erstmals – wenn auch nicht ganz konsistent – eine chronologische Anordnung der Gedichte, freilich ohne das Korpus zu erweitern. Carl C.T. Litzmann veröffentlichte in seiner Briefbiographie *Friedrich H.s Leben. In Briefen von und an H.* eine ganze Reihe von unbekanntem Briefen und Hyperionvorarbeiten aus den Handschriften. Anfang der 1890er Jahre begann sein Sohn Berthold Litzmann eine H.-Ausgabe zu konzipieren, die sich an den ersten deutschsprachigen »historisch-kritischen« Ausgaben von Lachmann/Muncker (Lessing), Goedeke (Schiller) oder Suphan (Herder) orientierte. Angestrebt war, einen gesicherten Text mit Varianten zu geben. Das Projekt stieß, vor allem bei den Empedokles-Fragmenten, auf unerwartete Schwierigkeiten. 1896 erschien schließlich in einer Auflage von 3000 Exemplaren eine Ausgabe, deren Text anhand der Handschriften und Drucke kritisch geprüft war. Nach wie vor traf sie eine Auswahl, der Teile des Frühwerkes und die irrsinnsverdächtigen Dichtungen und Übersetzungen der Spätzeit zum Opfer fielen; es ging um »Dichtungen H.s, die in einigermaßen künstlerischer Abrundung erhalten sind.« (Vorwort). Die Gesamtausgabe von Wilhelm Böhm, die zuerst

Jena 1905 und dann in mehreren erweiterten Auflagen erschien, brachte zum ersten Mal seit H.s Ausgabe von 1804 die Sophoklesübersetzungen. Schließlich geht auch die Ausgabe von Marie Joachimi-Dege 1908 in »Bongs Klassikern« auf die Handschriften zurück.

Die Ausgaben von Hellingrath und Zinkernagel

Kurz vor Beginn des ersten Weltkrieges begannen fast gleichzeitig zwei Ausgaben mit historisch-kritischem Anspruch zu erscheinen. Die eine wurde vom Tübinger Germanisten Franz Zinkernagel herausgegeben. Der erste Band seiner »kritisch-historische Ausgabe« der *Sämtlichen Werke und Briefe* kam 1914 heraus, der letzte Textband 1926. Zur Veröffentlichung des wichtigen Apparatbandes, der die kritische Textkonstitution begründen, den Anspruch auf Endgültigkeit des Textes untermauern und die Varianten enthalten sollte, kam es jedoch nicht mehr; der Insel-Verlag hatte angesichts des Erfolgs der konkurrierenden Hellingrath'schen Ausgabe das Interesse verloren, Zinkernagel latent seine Position v.a. zum Spätwerk geändert; das Manuskript des Apparats liegt heute im H.-Archiv in Stuttgart. Zinkernagel gab trotz des historisch-kritischen Vollständigkeitsanspruchs vom Spätwerk nur eine Auswahl, wie schon alle Ausgaben vor ihm. Gerechtfertigt wurde die Ausgrenzung durch die traditionelle Wahnsinns-hypothese und die damit einhergehende Reduktion des Spätwerks auf biographische Bedeutung; Zinkernagel griff hier auf die von ihm angeregte Studie *H. Eine Pathologie* des Mediziners Wilhelm Lange von 1909 zurück, die ein frühes Latenzstadium von H.s Erkrankung mit dem Inventar klinischer Psychologie zu untermauern suchte. Die Pathologisierung korrespondierte dem blinden Fleck von Zinkernagels positivistischem Ansatz, entzog sich doch gerade das Spätwerk nachhaltig einer Bestimmung durch externe Randbedingungen.

Gerade gegen solche Pathologisierung setzte sich der Herausgeber der konkurrierenden kritischen Ausgabe vehement ab, Norbert von [†]Hellingrath. Der fünfte Band seiner *Sämtlichen Werke* mit den Übersetzungen erschien 1913. Schon seine Münchner Dissertation *Pindar-Übertragungen von H.* (1910) hatte den Untertitel

Prolegomena zu einer Erstausgabe getragen und das Programm dieser Neuausgabe entworfen: nicht Fehlerphilologie, sondern der poetische Gehalt von H.s Übersetzungen wurden hervorgehoben und vor allem unter Rekurs auf Pindar und die Stilkategorie der »harten Fügung«, die Hellingrath aus Dionysios Halikarnassos entnommen hatte, als eigenständige Qualität des Spätwerkes emphatisch aufgewertet. 1916 folgte Band 4 mit den *Gedichten 1800–1806*. »Dieser Band enthält Herz, Kern und Gipfel des H.schen Werkes, das eigentliche Vermächtnis« (XI). Hellingraths Rehabilitierung des Spätwerkes war bahnbrechend. Sie verband sich bei ihm mit fundiertem editorischem Handwerk; seine Entzifferung gerade der bislang verdrängten komplexesten Handschriften des Spätwerkes ist im Ganzen in ihrer Zuverlässigkeit bis heute anerkannt und wurde grundlegend für die weiteren Ausgaben.

Die Aufwertung des Spätwerkes motivierte sich vor allem durch Hellingraths Nähe zum George-Kreis, dessen emphatischer Ästhetizismus und pathetische Aufwertung des Dunklen und Rätselhaften H. zum Märtyrer einer neoromantisch-symbolistischen Kunstreligion, zum Seher in dürrtiger Zeit, zum Exponenten eines »geheimen« Deutschlands, das aus der Vernichtung Europas im Krieg erstehen sollte, stilisierte und in seinen Texten einen unmittelbaren, eigentlichen Anspruch jenseits aller Semantik zu empfangen glaubte (↗Nachwirkungen). Hellingrath teilte Georges These einer gestalthaften Einheit des Gesamtwerkes und machte daraus das Programm einer Dekonstruktion der bisherigen H.-Rezeption vom Spätwerk aus. Dies war der Treibsatz der vehemente Polemik zwischen Hellingrath und Zinkernagel, die weit tiefer als bloße Marktkonkurrenz der Ausgaben ging. Umstritten ist nach wie vor die Bedeutung dieses ideologischen Hintergrundes für Hellingraths Edition. Er schlägt sich vor allem in Hellingraths inhaltlichem Kommentar nieder, der die Distanz zum Text bewußt zu unterlaufen sucht und Paraphrasen in H.schem Duktus gibt. Andererseits explizierte die provokante programmatische Einführung von Dichtung und Philologie die Problematik des Verhältnisses von Interpretation und Dokumentation so deutlich, daß es als avancierte Position der damaligen Editionsphilologie gelten konnte. Der Apparat gibt die Varianten nur in

Auswahl; eine Transparenz auf die Handschriften wird nicht hinreichend hergestellt. Wegweisend ist Hellingraths Kriterium für die Auswahl: Es geht nicht um Überlieferungs-, sondern um Entstehungsvarianten, die ausgehend von der Handschrift den Entstehungsprozeß möglichst vollständig abbilden sollen. Sie sind als »klare Entwicklungsreihe« angelegt; deshalb hebt Hellingrath »aus dem fließenden Übergang des Gedichts von seinem ersten Keim zur letzten Gestalt (oder Entstellung) einzelne möglichst verschiedenen Zustände als mehrfache Fassungen« (269f.) heraus. Damit wurde der Text erstmals in aller Deutlichkeit als eine dynamische Größe verstanden und editorisch dargestellt.

Hellingrath, im Dezember 1916 bei Verdun von einer Granate »zerspellt« (George) und durch diesen frühen Tod später ideologisch mythifiziert, konnte nur die Bände 4 und 5 fertigstellen; seine Mitarbeiter Friedrich Seebaß und Ludwig von Pigenot brachten die Ausgabe bis 1923 zu Ende. Der Text aus Hellingraths Ausgabe war weit verbreitet durch seine Veröffentlichung bei Reclam, wo unter UB 6266–6269 sämtliche Gedichte aus der Hellingrathschen Ausgabe – mit einigen Ergänzungen – herauskamen (bis 1943 ca. 35.000 Ex.).

Die Große Stuttgarter Ausgabe (StA)

Die StA entstand aus der Überzeugung, daß die bisherigen Ausgaben kein »ne variatur« (Hellingrath 1916, 270) beanspruchen könnten und ihren kritischen Ansprüchen nicht genügten. Maßgeblich waren die Arbeiten von Friedrich Beißner, der, nachdem er 1933 mit einer Arbeit zu *H.s Übersetzungen aus dem Griechischen* promoviert, in den 30er Jahren immer mehr Unzulänglichkeiten herausgearbeitet und schließlich eine Neuausgabe ins Auge gefaßt hatte. In Gang kam dieses Projekt durch den 24jährigen Doktoranden Walter Killy. Er ergriff 1941 die Initiative, sprach Beißner an und begann während eines Genesungsurlaubes Kontakte zu seinem Vater in der Berliner Reichskanzlei, zu seinem Lehrer, dem Schillereditor Julius Petersen, und zum Württembergischen Kultusministerium zu nutzen. Als Großleistung des deutschen Geistes im Kriege propagiert, nahm das Projekt in kürzester

Zeit Gestalt an. Die Institutionalisierung durch die offizielle »Zweckvereinigung ›H.-Ausgabe« brachte eine ansehnliche Finanzierung und gute Arbeitsbedingungen ein; die zentralistische Kulturverwaltung machte Handschriften – auch solche in Privatbesitz – zügig per Gesetz verfügbar. Der erste Band entstand unter Zeitdruck, denn er sollte zu den offiziellen Feierlichkeiten zum 100. Todestag 1943 in Tübingen vorliegen. Eine große Subskribentenzahl machte die Papierbeschaffung zum Problem; auf die Druckerei fielen Bomben und zerstörten Teile des Satzes. Berliner Pläne zur Wiederauflage der Hellingrath-Ausgabe, die aus Gründen der Ressourcenbeschaffung als überarbeitete Neuausgabe ausgegeben wurde, brachten eine direkte Konkurrenz zur StA und einen regelrechten Krieg ums Papier. Der 1942 verfaßte ›Arbeitsbericht‹ entstand in diesem Kontext als strategisches Papier. Eine günstlings-induzierte Intervention Hitlers führte schließlich zum Druck der Propyläenausgabe. Aber auch die beiden ersten Teilbände der StA konnten pünktlich erscheinen. Zugleich wurde in Tübingen mit offizieller Beteiligung die H.-Gesellschaft gegründet. Erste Aktivität: die *Feldauswahl. Besorgt durch Friedrich Beißner. Im Auftrag der H.-Gesellschaft und des Hauptkulturamtes der NSDAP*, die noch 1943 verbreitet wurde (Auflage 100.000 Ex.). Nicht zuletzt wegen dieser eilfertigen Ausgabe wurde die H.-Gesellschaft 1946 von den Franzosen verboten (†Nationalsozialismus).

Die StA ist als historisch-kritische H.-Ausgabe anerkannt. Ihre acht Bände liegen in 15 Teilbänden vollständig vor; die von Beißner edierten Textbände waren 1961, die Brief- und Dokumentationsbände, für die Adolf Beck verantwortlich zeichnete, 1977 fertig, 1985 folgte der abschließende Registerband, den Ute Oelmann aufgrund der Vorarbeiten Becks herausgab.

Die StA trennt deutlich zwischen Text und Apparat. Gegenüber früheren Ausgaben war der Apparat nicht nur »Variantenfriedhof«, sondern wurde als ein wesentlicher Bestandteil des Textes stark aufgewertet. Es wird jeweils ein konstituierter Lesetext gegeben; der Apparat verzeichnet die Entstehungsgeschichte, eine Beschreibung der Überlieferungsträger (Handschriften, Drucke, Abschriften), die Varianten und schließlich Erläuterungen, die neben Sachinformation vor allem Parallelstellen beisteuern. Bei intensiv überarbeiteten Texten werden mehrere »Fassun-

gen« gegeben, z.T. – v.a. bei klarer Handschriftentlage – im Apparat, häufiger – insbesondere bei den meist nicht abgeschlossenen Texten des Spätwerkes – im Textband.

Die StA strebt einen »gereinigten, endgültigen und vollständigen H. Text« (Arbeitsbericht 16) an. Daraus ergibt sich einerseits die *Konstitution eines zitablen, möglichst geschlossenen Lesetextes*, andererseits eine *vollständige* Darstellung aller Varianten, die möglichst *übersichtlich* sein soll. Im allgemeinen wird anerkannt, daß Beißner eine weitgehende Umsetzung der beiden komplementären Postulate nach Vollständigkeit und nach Übersichtlichkeit gelungen sei. Gerade die Spätdichtung in ihrer von Korrekturen überwucherten und zumeist Fragment gebliebenen Überlieferung überforderte den klassischen philologischen Zugriff. Beißner entwickelte zu diesem Zweck eine »genetische Methode«, die die Entstehung eines Textes umfassend nachzeichnen sollte. Beißner grenzte sich gegen das Paradigma des altphilologischen oder mediävistischen Apparats und seiner Fokussierung auf den Überlieferungsvarianten ab und stellte dagegen – wegweisend für die neugermanistischen Editionsphilologie – die Entstehungsvarianten eines Textes als Gegenstand des Apparats heraus. Die »genetische Methode« ist dem hermeneutischen Paradigma verpflichtet. Beißner versteht ein Gedicht als einen in sich geschlossenen intentionalen Akt, der sich sukzessive im Text materialisiert, bis er in der organisch einheitlichen Gestalt des vollendeten Gedichts seinen adäquaten Ausdruck erreicht hat. Dieses Konzept begründet die teleologische Struktur der Darstellung der Varianten. Die handschriftliche Überlieferung wird auf eine bloß äußerliche Funktion reduziert; Ziel einer Edition kann unter diesen Prämissen nicht die Wiedergabe der Handschrift sein, sondern das ideale Wachstum auf Ebene der Tiefenstruktur des Gedichts, das nicht notwendigerweise mit der realen Textgenese identisch sein muß; in der rekonstruierten zeitlichen Abfolge soll die komplexe räumliche Anordnung der Handschrift aufgehen. Dies konvergiert mit dem Ansatz einer immanenten Interpretation, das aus bekannten Gründen in den 40er und 50er Jahren des letzten Jahrhunderts hohe Konjunktur hatte. Beißner ist sich dabei des konstruktiven Moments seiner Methode bewußt; prägnant zugespitzt spricht er vom »einfühlenden Mitdichten« der Herausge-

bers, das er nach dem zum Allgemeinplatz gewordenen Grundsatz »Edition ist [immer auch] Interpretation« (Manfred Windfuhr) für unumgänglich hält. Die genetische Methode soll zugleich die Übersichtlichkeit der Variantendarstellung gewährleisten. Häufig treppenartig angeordnet und mehrfach hierarchisch gestuft, gibt der Apparat jeweils eine Idealgenese eines einzelnen Lemmas. Beißner versteht die Tätigkeit des Herausgebers als Dienstleistung am Leser, der von der Auseinandersetzung mit der komplizierten Handschrift entlastet werden soll – nicht aber von der durchaus emphatisch geschätzten Arbeit am Text einschließlich seiner Genese.

Beißners Editionsverfahren ist, bei stets betonter Würdigung seiner Leistung, nicht ohne Widerspruch geblieben. Die Kontroverse wurde z. T. mit polemischer Schärfe geführt, manchmal die Grenzen der Sachlichkeit bis hin zum beleidigten Inkompetenzvorwurf mißachtet. Die Kritik an der STA entzündete sich neben Detailproblemen in systematischer Hinsicht vor allem an folgenden Punkten:

(a) Das Lemmatisierungsprinzip der STA garantiert Vollständigkeit der Varianten lediglich im Sinne ihrer vollständigen Nennung. Wesentliche Charakterisierungen wie ihre exakte räumliche Position in der Handschrift, die Kontextualisierung in Überarbeitungsphasen des Gesamttexts, die Begründung ihres Status als Ersetzung oder unentschiedene Alternative und ihrer Abfolge fehlen meist. Auch der Ausschnitt eines Lemmas wird nicht begründet. In Beißners negativem Apparat dominieren paradigmatische Verhältnisse; syntagmatische werden nur vom Lesetext gegeben.

(b) Die STA fällt auch dann Entscheidungen, wenn sie nicht (hinreichend) vom Manuskript gedeckt sind. Motiviert sind sie durch das Konzept eines möglichst geschlossenen Lesetextes als Telos einer idealen Textgenese. Dies betrifft die Festlegung auf eine von mehreren in der Handschrift alternativ nebeneinander stehende Varianten, vor allem aber die Konstitution von endgültigen Fassungen, wo lediglich Entwürfen vorliegen, und die Rekonstruktion von verschiedenen Fassungen eines Textes aus einem kontinuierlichen Entstehungsprozeß. Solche Fassungen versuchen zwar, Umarbeitungen im Kontext darzustellen; sie bleiben aber letztlich spekulative Konstruktionen vorläufiger Ganzheiten,

die zumeist nicht von der Handschrift gedeckt sind.

(c) Die Bewahrung der Dynamik des Textes, die der Rekurs auf genetische Prozesse erreicht, wird durch die Unterstellung einer stringenten Teleologie zu einem endgültigen Lesetext wieder verspielt. Zudem unterstellt die STA von vorne herein, daß sich ein präetendiert eindeutiger semantischer Gehalt durch alle Varianten durchhält und nicht verschiebt.

(d) Eine räumliche Darstellung der Handschriften unterbleibt, obwohl diese die Basis jeder Edition sind. Dies gilt auch dann, wenn man, wie Beißner, die Handschriftengestalt nicht für eine hinreichende Repräsentation eines Gedichts hält, weil etwa ihre genetische Interpretation fehlt; auch diese muß bei der Handschrift einsetzen. Hans Zeller hat Beißner die – schon von Karl Goedeke 1876 aufgestellte – plakative Formel entgegengesetzt, die Handschrift müsse aus dem Text rekonstruierbar sein; in der STA sei der editorische Grundsatz der Trennung von Befund und Deutung nicht hinreichend beachtet.

(e) Rückschlüsse auf die Handschriften werden vom Apparat der STA systematisch unterbunden, indem z. B. bei der genetischen Darstellung Mehrfachnennungen von Wörtern auftreten, die sich in der Handschrift nur einmal finden, oder indem der Ausschnitt eines Lemmas nicht weiter begründet wird. Wenn Beißner mit Verweis auf die Entlastungsfunktion der Edition betont, die Handschrift sei keineswegs immer von Interesse, so muß eine historisch-kritische Edition dennoch auch solchen Fällen Rechnung tragen.

(f) Die Feststellung der Unumgänglichkeit von interpretativen Eingriffen bei der Edition rechtfertigt nicht großzügiges Interpretieren. Vielmehr sollten interpretierende Eingriffe auf ein Mindestmaß beschränkt werden und so weit als möglich als solche kenntlich gemacht werden. Diesen Postulaten nach Minimierung und Explikation von editorischer Interpretation genüge die STA kaum, weil sie von vorne herein eine Rekonstruktion einer *idealen* Textgenese ansetzt. Indizien sind u. a. Stellen, wo an streitige Detailbefunde weitreichende Entscheidungen geknüpft werden.

(g) Die Kritik an der STA kulminiert in dem Einwand eines methodisch begründeten Mangels an Transparenz der editorischen Entscheidungen. Genannt werden können hier unzurei-

chende Grundlagen in der Überlieferung oder apodiktische Argumentation trotz mehrdeutiger Befunde. Auffällig ist, daß Beißner in seinen Apologien häufig auf Kategorien wie »Evidenz«, »Divination« oder »langjährige Erfahrung« rekurriert, die manchmal als Autoritätsargument empfunden wurden. Vor allem aber wird durch den Ansatz eines »mitdichtenden« Herausgebers dessen Abgrenzung zum Autor und den Überlieferungsträgern systematisch verwischt. Editorische Entscheidungen werden nicht explizit gemacht und damit in die Autorposition verschoben. Darin kann man eine Immunisierungsstrategie sehen.

Ein exemplarischer Fall zur Prüfung des Verfahrens der StA war der Fund der Reinschrift der *Friedensfeier*, die 1954 in London gefunden wurde, als der zweite Band der StA schon erschienen war. Die Differenzen zu den drei von Beißner konstituierten Fassungen waren augenfällig; insbesondere Beißners Gliederungsvorschlag wurde von der dreistrophigen Form der Reinschrift widerlegt. Beißner druckte die Reinschrift als Anhang zu Band 3 der StA, suchte aber seine Textedition dennoch als Vorstufen zu retten; seine Argumentation wurde insgesamt als dogmatisch eingeschätzt und nicht allgemein anerkannt. Der Text wurde zusammen mit den Vorstufen 1959 von Wolfgang Binder und Alfred Kellertat in Faksimile veröffentlicht. Die Vorstufen sind mit einer Umschrift versehen, die die räumliche Struktur möglichst adäquat ins Medium des Drucks zu transponieren anstrebt. »Die Offenheit des Entwurfs soll erhalten bleiben, ihr widersprache es, die Blätter philologisch weiter und zu Ende zu dichten.« (28) Dieses deutlich gegen Beißner gerichtete Editionsprogramm mit der Bindung an die faksimilierte Handschrift wird wegweisend für die FHA.

Der Lesetext der StA erschien parallel in der sog. »Kleinen Stuttgarter Ausgabe«; außerdem liegt er vielen Leseausgaben zugrunde, so etwa der von Beißner und Schmidt mit überarbeiteter Kommentierung herausgegebenen Auswahlgabe, die 1969 im Inselverlag erschien.

Frankfurter Hölderlin-Ausgabe (FHA)

Die FHA war bei ihrem ersten Erscheinen 1975 eine ungeheure Provokation. Eine H.-Ausgabe, herausgegeben von dem gelehrten Werbegraphiker Dietrich Eberhard Sattler, verlegt vom ehemaligen SDS-Vorsitzenden Wolff unter dem Label »Roter Stern«, mußte im politischen Reizklima im Deutschland der 70er Jahre zwischen Kaltem Krieg und Radikalenerlaß, Ölkrise und RAF-Terror unter Ideologieverdacht stehen. Dieser Verdacht war intendiert und vielleicht auch inszeniert. H. wurde gesellschaftskritisch als Antiheld des Widerstandes stilisiert; Bertaux' Thesen von H.s Jacobinismus und seiner Geisteskrankheit als Akt innerer Emigration, ihre literarische Popularisierung in Peter Weiss' *Hölderlin* hatten dem antiautoritären Projekt die Vorlage gegeben. H.s Wahnsinn wurde als »Wahr-Sinn« (Sattler mit Platon via Schleiermacher), Dunkelheit und Rätselhaftigkeit würden zu Widerständigkeit und kritischem Moment erklärt, das die bisherige H.-Philologie – so die polemische Verschwörungstheorie – den Leuten vorenthalten und, in ungebrochener Fortsetzung pathologisierender Werkselektion, im Asyl des Apparats versteckt habe; Resultat sei ein glatter, klassikerhafter Lesetext, der der politischen Vereinnahmung v.a. im 3. Reich in die Hand gearbeitet habe. Dagegen möchte Sattler das ganze Gewicht auf die Fragmentarität, wie sie seinerzeit schon Adorno in seinem »Parataxis«-Aufsatz reklamiert hatte, legen, wobei er sie allerdings zu H.s eigentlicher Intention stilisiert. »Komm ins Offene, Freund!« (Sattler/Groddeck 1977, 19) Die Reaktion auf diese Emphase war geteilt: im Feuilleton überwiegend Zustimmung, in der angegriffenen Germanistik zunächst vehemente, ja gereizte Ablehnung, die H. emphatisch als Kün-der einer göttlichen Präsenz in der Welt jeden kritischen Stachel von vorne herein zu ziehen trachtete. Auch editionsphilologisch mußte der Frontalangriff gegen die etablierte und als fortschrittlich geltende StA verdaut werden, was eine sehr intensive, editionsphilologisch bedeutsame Debatte in Gang setzte. Die FHA entwarf ein provokantes Gegenmodell, das aus der Kritik an der StA editorische Konsequenzen zog. Das H.-Jahrbuch 19/20 dokumentiert die intensive erste Diskussion auf der Jahrestagung der H.-Gesellschaft 1976.

Das auffälligste Kennzeichen der FHA ist der Abdruck sämtlicher Handschriften als Faksimile. Auch wenn manche(r) neigt, dies als Ausdruck eines schriftmystischen Unmittelbarkeitsideals poststrukturalistischer Prägung aufzufassen, ist das methodische Bestreben zunächst, unter Ausnutzung moderner drucktechnischer Möglichkeiten der Forderung nach Transparenz einer Edition bis hin zur Manuskriptvorlage als einziger Legitimationsbasis zu genügen. Die FHA löst die Trennung von Text und Apparat auf und gibt den Text in vierfacher Form: (1) als Faksimile der Handschrift. (2) Transkription im Medium des Druckes; dabei sollen die räumlichen Strukturen möglichst adäquat abgebildet werden; eine zeitliche Gliederung in schematisiert drei Überarbeitungsphasen wird durch verschiedene Schriftstärken – die früheste leicht, die letzte fett – wiedergegeben. (3) Analyse verschiedener zusammenhängender Bearbeitungsphasen der Textes (»Phasenanalyse« bzw. »lineare Textdarstellung«). (4) Geschlossener Lesetext, der je nach Vorlage als »unemendiert« (Reinschrift, autorisierter Druck), »emendiert« (von offensichtlichen Versehen gereinigt), »differenziert« (von Fremdeingriffen gesäubert), »rekonstruiert« (aus Segmenten zusammengesetzt) oder »konstituiert« (lediglich Entwürfe) bezeichnet wird. Diese vier Textebenen sind streng aufeinander bezogen und geben nur zusammen ein adäquates Bild. Daraus ergeben sich Probleme bei der Zitation dieser Ausgabe, die aber bewußt hingenommen werden.

Das Verfahren der FHA soll in hohem Maße Transparenz gewährleisten. Faksimile und Umschrift sollen die Überlieferungslage räumlich repräsentieren; insofern steht die FHA einem strukturalistischen Ansatz nicht fern – auch wenn klare hermeneutische Elemente auszumachen sind. Die Trennung von Befund und Deutung (Zeller) ist die Grundlage des vierstufigen Verfahrens. Dabei ist ein interpretierender Eingriff ausdrücklich nicht gelegnet, vielmehr dürfe die Textsynthese »um so kühner sein, je offener sie sich der Kritik stellt« (FHA E 19), weil durch die Bindung an den grundlegenden Befund jede Deutung im Modus der Vorläufigkeit gehalten werde. Andererseits führt die große Nähe zur Handschrift manchmal zum Verzicht auf plausible Emendationen (z. B. *Natur und Kunst*). Auf interpretierende Herausgebertitel wie in der StA ver-

zichtet die FHA, was gelegentlich zur Identifikationsschwierigkeiten führt, weil sich die Titel der StA mittlerweile in der Forschung eingebürgert haben. Durch die »lineare Textdarstellung« sollen die Überarbeitungen jeweils in ihrem Gesamtzusammenhang dargestellt, eine Dekontextualisierung durch Lemmatisierung vermieden werden. Postuliert wird ein neuer, engagierter, mündiger Leser, der am Text arbeitet und die historische Anbindung und das Beibringen von Sachinformation selbst zu leisten in der Lage ist; daher wird der inhaltliche Kommentar auf überblicksartige Andeutungen verknüpft, Einzelstellen überhaupt nicht inhaltlich kommentiert. Axiome der Edition sind »Vollständigkeit«, »Authentizität« und »Zugänglichkeit«, d. h. durchsichtige und popularitätsfähige Präsentation alles verfügbaren Materials.

Obwohl die Anlage der FHA »sich am Entwurfscharakter des H.schen Spätwerkes« orientieren soll (FHA E, 18), wird die Methodik gerade bei den späten Gesängen tiefgreifend geändert. An die Stelle der Werkstufenedition tritt »die editorisch neue[] form des kumulativen textes« (FHA 7, 8). Grundlage ist die These, daß H. die Entwürfe etwa ab 1802 auf 12 Großgesänge, geordnet in drei Triaden und jeder überdies in zwei Fassungen, angelegt habe. Auf diese hypothetischen Texte werden die Textbefunde teleologisch ausgerichtet; die Rekonstruktion entfernt sich z. T. weit von der Überlieferungslage. Die editionsleitende These von den 12 Gesängen wird nirgends ausführlicher transparent gemacht. Sattler muß zu z. T. tiefgreifenden Umstellungen im Vergleich zu den Überlieferungsträgern, zur These vorgeblicher Verwerfungen (z. B. Germanien) oder der Deutung von Texten als Proömien (z. B. Andenken) greifen.

Die FHA ist einer sehr ausführlichen und differenzierten Kritik unterzogen worden, die auch z. T. editionsphilologisch von allgemeinerer Bedeutung ist und an vielen Punkten auch für die StA gilt. Sie gilt als eines der ambitioniertesten und aufwendigsten Editionsprojekte der letzten Dekaden. Eine ganze Reihe von Detailproblemen entzündete sich an den Schwächen des Einleitungsbandes und kann in den Textbänden als behoben gelten. Für das Einführen von vom Standard abweichender kritischer Zeichen werden von der FHA technische Gründe ins Feld geführt. Kritisch angemerkt wurde immer wieder, daß

Transparenz kein Freibrief für willkürliche Deutungen sei und einige Textkonstitutionen sehr spekulativ oder von einer gewollten Absetzung gegen die StA motiviert seien, wobei das vierstufige Verfahren eher zur Camouflage editorischer Eingriffe werde. Fraglich scheint auch, inwieweit die Askese beim inhaltlichen Kommentar mit dem Popularisierungspostulat vereinbar ist und ob dem »neuen Leser« nicht zuviel zuge-
traut oder zugemutet wird. Den Übersetzungen ist jeweils Interlineaversionen der von H. vermutlich herangezogenen Quellentexte beigegeben; sie sind in ihrer philologischen Qualität, hinsichtlich der verwendeten Quellen und der Verständlichkeit für nicht des Griechischen mächtige Leser nicht unumstritten.

Die Qualität der *Faksimiles* hat sich gegenüber dem Einleitungsband verbessert, bleibt aber aus technischen Gründen (gerasterter Offsetdruck statt dem aufwendigeren Lichtdruck) beschränkt; in den allermeisten Fällen ist sie jedoch ausreichend. Bei der »qualifizierten« *Umschrift* wurde angemerkt, daß sie durch die typographische Auszeichnung von Überarbeitungsphasen eine erste Deutung enthalte; sie wird von Sattler für unabdingbar gehalten, weil eine bloß räumliche Wiedergabe im Medium des Drucks die Verhältnisse der Handschrift unterkomplex darstellt und wesentliche Informationen unterschlägt. Die Festlegung auf drei Phasen ist durch technische Möglichkeiten und die Übersichtlichkeit begründet, jedoch zwangsläufig schematisch. Unklar ist, ob nur zeilenweise Korrekturen (Sattler FHA E, 18) oder aber eindeutig identifizierbare Überarbeitungsphasen des gesamten Textes (Groddeck 1978a) wiedergegeben werden; letzteres wird nicht konsequent umgesetzt. Die Wiedergabe späterer Phasen in fetterem Druck legt zudem eine teleologische Lesung nahe, die späten Fassungen den Vorzug gibt, eine Tendenz, die die Phasenanalyse bestätigt; Binder/Kelletat waren in ihrer *Friedensfeier*-Edition umgekehrt verfahren. Die »lineare Textdarstellung« rekonstruiert z. T. die Abfolge von Überlieferungsträgern, vor allem aber eine ideale Genese des Gedichts. Das Verhältnis dieser Idealgenese zu den in der Umschrift ausgezeichneten Überarbeitungsphasen bleibt offen. Im Allgemeinen wird die Darstellung der Phasen ohne begründenden Kommentar gesetzt, die Gründe für die editorischen Entscheidungen bleiben intransparent. Da die Vers-

zählungen der verschiedenen Phasen variieren, ist ein Vergleich ohne Verskonkordanzen aufwendig. Häufig kritisiert wurde der *Lesetext* und hier insbesondere die Konstitution nur auf Basis von Entwürfen. Hier kommt die pragmatische Rechtfertigung des Lesetextes im Sinne des Zugänglichkeitspostulats in Widerspruch zur Vorläufigkeit des edierten Textes und wird als inkonsequent angesehen. Dem Argument, daß damit latent doch wieder eine Trennung von Text und Varianten eingeführt werde, wurde entgegengehalten, daß der Lesetext ein Element einer vi-dimensionalen Textpräsentation sei. Festzuhalten ist eine starke Tendenz zur Glättung im Lesetext, die insbesondere beim *Empedokles* moniert wurde. Insgesamt teilt die FHA mit der StA ein deutlich teleologisches Element, das sich hermeneutisch an einer prätendierten »letzte[n] Intention« (FHA E, 19) orientiert. Die FHA tendiert dazu, möglichst späte Fassungen zu geben; problematisch ist dies z. B. bei den Elegien *Stuttgart*, *Heimkunft* und *Brod und Wein*, wo die erst Jahre später erfolgten Überarbeitungen der Reinschriften in den Lesetext integriert werden.

Sattler und seine Mitarbeiter Wolfram Groddeck, Michael Knaupp, Michael Franz und Hans Gerhard Steimer haben von den 20 projektierten Bänden mittlerweile die Bände 6 (Elegien, 1976), 3 (Jambische und hexametrische Formen, 1977), 2 (Lieder und Hymnen, 1978), 14 (Entwürfe zur Poetik, 1979), 10/11 (Hyperion, 1982), 9 (Dichtungen nach 1806/Mündliches, 1983), 4/5 (Oden, 1984), 12/13 (Empedokles, 1985), 15 (Pindar, 1987), 16 (Sophokles, 1988), 17 (Frühe Aufsätze und Übersetzungen), 18 (Briefe I, 1995), 1 (Gedichte 1784–1789, 1995) und 7/8 (Gesänge, 2001) vorgelegt; die Bände 19/20 (Briefe, Dokumente) stehen noch aus. Die FHA schließt als Supplement Faksimileausgaben des *Homburger Foliohefts* und des *Stuttgarter Foliohefts* ein.

Sattler brachte ab 1979 bei Luchterhand eine Leseausgabe heraus; sie war wegen des Fehlens der Faksimiles wie auch zwischen den Verlagen unstritten; sie wurde nach 15 Bänden 1986 eingestellt.

Neuere Teileditionen, Lese- und Studienausgaben

Die »gesamtdutsche« Ausgabe von Günter *Mieth* (Berlin/Weimar und München 1970) basiert auf der StA. Allerdings werden einige Partien, die die StA den Lesarten zugeschlagen hatte, dem Text integriert, Entwürfe in kleinerer Type wiedergegeben. Die Orthographie ist modernisiert.

Unter dem Titel »*Bevestigter Gesang*«: die neu zu entdeckende Spätdichtung bis 1806 versuchte Dietrich *Uffhausen* 1989 eine Neuausgabe der Spätdichtung. Auf die geplante Handschriften-Faksimilierung konnte nach Erscheinen des Homburger Foliohefts 1986 als Supplement III zur FHA weitgehend verzichtet werden; die verbleibenden Faksimiles werden indes nicht mit einer Umschrift versehen, sie bleiben daher illustrativ. Uffhausen beanspruchte, eine Lese- und Studienausgabe mit kritischem Anspruch zu geben. Er gibt keinen klassischen Lesetext, sondern einen »mehrdimensionalen« Text, der die Lesarten in den Text zu integrieren versucht; dieser Text nähert sich einem Apparat und ist – intendiert – schwer zu lesen. Das Bestreben, wissenschaftliche Nutzbarkeit und Lesbarkeit in *einem* Text zu vereinigen, droht beide Anliegen zu verspielen. Fragwürdig sind die Intransparenz der Variantendarstellung oder die synoptische Zeilenparallelisierung völlig verschiedener Fassungen der sog. »Nachtgesänge«. Zudem nimmt Uffhausen die Unvermeidlichkeit von Interpretation bei der Textkonstitution als Lizenz für eine völlige Neuinterpretation des Spätwerkes im Gewande der Edition. Unter Rekurs auf eine Relativierung von H.s Geisteskrankheit à la Bertaux, auf die These einer prägenden formalen Pindar-adaption und auf H.s Rede von »gesetzlichen Kalkul« der Dichtung (StA 5, 195) will Uffhausen in der späten Dichtung formal regelmäßige Großhymnen (re)konstruieren, wobei er über die Baupläne zu verfügen beansprucht und die Handschriften in dieses apodiktisch präformierte Prokrustesbett zwingt. Bei Würdigung wichtiger Ansätze im Detail ist Uffhausens Ausgabe philologisch, methodisch und inhaltlich höchst umstritten und nicht allgemein anerkannt, was den Herausgeber in der Folge zu z.T. grober Polemik gereizt hat.

Die dreibändige Ausgabe der *Sämtlichen Werke und Briefe*, die Michael *Knaupp* zusammen mit

Hans Jürgen Malles (Gedichte bis 1795), Susanne Zwiener (Empedokles) und Michael Franz (Aufsätze) 1992/93 im Hanser-Verlag herausgebracht hat – daher auch »Münchener Ausgabe« (MA) –, versteht sich als Lese- und Studienausgabe, tritt aber mit dem Anspruch auf, die Texte anhand der Überlieferungsträger neu ediert bzw. die vorhandenen Editionen kritisch geprüft zu haben. Knaupp, der die Bände 4, 5 (Oden), 15 (Pindar) und 16 (Sophokles) der FHA mitediert hat, legt den Schwerpunkt auf Textkritik. Seine Prämisse ist ein möglichst große Nähe zu den Überlieferungsträgern. Er bringt, ein Novum unter den Studienausgaben, den Text in der Originalorthographie. Varianten werden nur in Auswahl gegeben – eine Verlegenheitslösung aus Raumnot, wie Knaupp einräumt. Die zahlreichen Abweichungen von StA und FHA werden im Kommentar wiedergegeben, so daß ein Vergleich möglich ist. Die Gedichtentwürfe werden chronologisch gegeben und nicht einer späteren Endfassung zugeordnet; dies verdeutlicht die Genese des Gesamtœuvres und den jeweiligen Schaffenskontext, trennt indes die Entwürfe eines Gedichts. Knaupp bringt das Homburger Folioheft komplett entlang der Handschrift, ohne damit irgendwelche Thesen eines größeren inhaltlichen Zusammenhanges zu verbinden; weder ein »Gesamtkunstwerk« (wie etwa bei Uffhausen) noch eine Aufteilung in einzelne Gedichte und in den Apparat auszulagernde Fragmente (wie etwa die StA) werden angesetzt; allerdings kann Knaupps »halbdokumentarisches« Verfahren, das Randnotizen »unter dem Strich« mitgibt, die komplexe Folio-Handschrift nur ungenau wiedergeben. Bei *Stutgard, Brod und Wein* und *Heimkunft* werden die frühere Reinschrift und die wesentlich spätere Überarbeitung entgegen der FHA als zwei Fassungen gegeben. Die Segmente des *Fragments philosophischer Briefe* (StA: *Über Religion*) (†Theoretische Schriften) werden überzeugend neu geordnet. Die Brief von und an H. werden vollständig und in chronologischer Reihenfolge gegeben. Der inhaltliche Kommentar ist – gerade für eine Leseausgabe – extrem kurz gehalten; die Angabe von Varianten ersetzt ihn nicht, die Kontextualisierung bleibt fast ganz dem Leser aufgegeben. Der separate Kommentarband bringt noch einen Überblick über die Quellenlage, einige Lebensdokumente – u. a. aber *nicht* das Bücherverzeichnis von H.s Nachlaß – und ein ausführliches kommentiertes Namensverzeichnis.

Ebenfalls als Lese- und Studienausgabe angelegt ist die dreibändige Ausgabe von Jochen Schmidt, die 1992–1994 im »Deutschen Klassiker Verlags« (KA) erschienen ist. Schmidt stützt sich weitgehend auf den Text der StA, der nach Autopsie an den Handschriften geprüft ist, die Fassungen der FHA werden i.d.R. nicht berücksichtigt; textkritische Anmerkungen oder Varianten werden – wenn überhaupt – stiefmütterlich behandelt. Lediglich der Empedokleskomplex ist von Katharina Grätz komplett neu ediert worden und bietet eine Alternative zu StA und FHA; hier wird ein ausführlicher textkritischer Apparat beigegeben; der Text wird in originaler Interpunktion mit Beigabe von H.s poetologischen Glossen in einer auf Textglättung verzichtenden Form gegeben, die die Brüche der Entwürfe wiedergibt; das Fragment *Das untergehende Vaterland* ... wird in den Empedokleskontext integriert. Die Anordnung der Texte folgt häufig einem teleologischen Prinzip, d.h. Vorstufen werden der Endfassung zugeordnet, beim *Hyperion* folgen die – nicht ganz vollständigen – Vorstufen dem Romantext. Die Verserzählung *Emilie an ihrem Brauttag* ist zwischen dem Empedokles und den poetologischen Fragmenten versteckt. Aus den späten 7Entwürfen werden einzelne Komplexe herauspräpariert, der Rest in ein eigenes, fast unkommentiertes Kapitel verortet; Schmidt teilt hier die auf Ganzheit zielenden Vollendungsästhetik seines Lehrers Beißner. Die 7Briefe H.s werden vollständig, die an ihn nur in einer Auswahl separat wiedergegeben. Ob das *Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus* in eine H.-Ausgabe gehört, darf mittlerweile als umstritten gelten. Schmidt gibt den Text gemäß den Richtlinien des Klassiker-Verlages in modernisierter Orthographie; zwar kann man nicht von einer spezifisch H.schen Orthographie ausgehen, andererseits bleibt die Rekonstruktion des »originalen Lautstandes« ein spekulatives Konstrukt. Sehr ausführlich und von großer Gelehrsamkeit, wenn auch nicht immer ausgeglichen ponderiert ist der inhaltliche Kommentar, sowohl in den z.T. essayartigen Überblicks- als auch in den Stellenkommentaren. Der Schwerpunkt liegt weniger auf der kontemporären Einbettung als auf stoischen, neuplatonischen, pietistischen und poetologischen Traditionslinien und einem genieästhetisch grundierten Interesse am Schaffensprozeß. Er bietet dezidiert Interpretationen an. Bei

den Übersetzungen wird eine mögliche ästhetische Perspektive der traditionellen Fehlerphilologie geopfert.

Literatur

- Allgemein:* Bothe, Henning: »Ein Zeichen sind wir, deutungslos«. Die Rezeption H.s von ihren Anfängen bis zu Stefan George, Stuttgart 1992. – Volke, Werner/Bruno Pieger/Nils Kahlefeld/Dieter Burdorf: H. entdecken. Lesarten 1826–1995, (Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 17), Tübingen 1995. – Waleczek, Lioba: »Doch Vergangenes ist, wie künftiges heilig ...«. Zur Editionsproblematik der Stuttgarter und Frankfurter H.-Ausgabe, Baden-Baden 1994. – Zeller, Hans: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Martens, Gunter/Hans Zeller (Hg.): Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, München 1971, 45–90.
19. Jh.: Kohler, Maria: Geschichte der H.-Drucke. Ausgaben, Handschriften, Dokumente, Tübingen 1961. – Steimer, Hans Gerhard (Hg.): Gustav Schlesier. H.-Aufzeichnungen, Weimar 2002.
- Zinkernagel/Hellingrath:* Hoffmann, Paul: Hellingraths »dichterische« Rezeption H.s, in: Kurz, Gerhard/Valerie Lawitschka/Jürgen Wertheimer (Hg.): H. und die Moderne. Eine Bestandsaufnahme, Tübingen 1995, 75–104. – Kaulen, Heinrich: Der unbestechliche Philologe. Zum Gedächtnis Norbert von Hellingraths (1888–1916), in: HJb 27 (1991/92), 182–209.
- Große Stuttgarter Ausgabe:* Allemann, Beda: Rezension der Großen Stuttgarter Ausgabe Bd. 2, in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 69 (1957/58), 75–82. – Beißner, Friedrich: Editionsmethoden der neueren deutschen Philologie, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 83 (1964), 72–96. – Ders.: Aus der Werkstatt der Stuttgarter H.-Ausgabe, in: Ders.: H. Reden und Aufsätze, Weimar 21969, 251–265.
- Frankfurter Hölderlin-Ausgabe:* Groddeck, Wolfram: Über Methode. Entgegnung auf D. Uffhausens Rezension des Elegienbandes, in: Le pauvre Holterling 3 (1978), 35–54. – Martens, Gunter: Texte ohne Varianten? Überlegungen zur Bedeutung der Frankfurter H.-Ausgabe in der gegenwärtigen Situation der Editionsphilologie, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), 43–64. – Sattler, D[ietrich] E[berhard]: F H., »Frankfurter Ausgabe«. Editionsprinzipien und Editionsmodell, in: HJb 19/20 (1975/77), 112–130. – Sattler, D[ietrich] E[berhard]/Wolfram Groddeck: Frankfurter H.-Ausgabe. Vorläufiger Editionsbericht, in: Le pauvre Holterling, Frankfurt/M. 1978, 5–19. – Thurmain, Gregor: Anmerkungen zur Frankfurter H.-Ausgabe, in: HJb 22 (1980–1981), 371–389. – Wackwitz, Stephan: Text als Mythos. Zur Frankfurter H.-Ausgabe und ihrer Rezeption, in: Merkur 44 (1990), 134–143.

Neuere Ausgaben: Burdorf, Dieter: Wie über H.s Spätwerk zu reden sei. Bemerkungen zur publizistischen Praxis Dietrich Uffhausens, in: Beyer, Uwe (Hg.): *Neue Wege zu H.*, Würzburg 1994, 347–359. – Gaier, Ulrich/Gerhard Kurz/ Bernhard Böschstein: Rezension der H.-Ausgaben von Michael Knaupp und Jochen Schmidt, in: *HJb* 29 (1994/95), 299–319. – Grätz, Katharina: Der Weg zum Lesetext. Editions-kritik und Neuedition von F. H.s *Der Tod des Empedokles*, Tübingen 1995. – Groddeck, Wolfram: Über die »neu zu entdeckende Spätdichtung« H.s.

Oder: »Bevestigter Gesang« in ruinöser Edition, in: *HJb* 27 (1990/91), 296–313. – Groddeck, Wolfram: H.: Neue (und alte) Lesetexte. Oder vom Eigensinn der Überlieferung, in: *Text: Kritische Beiträge* 1 (1995), 61–76. – Knaupp, Michael: Rezension von *F.H., Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Jochen Schmidt, in: *Arbitrium* 13 (1995), 225–227. – Schmidt, Jochen: Rezension von *F.H., Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Michael Knaupp, in: *Arbitrium* 13 (1995), 216–223.

Stefan Metzger